



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Litteratur

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Alfred von Arneth und der Thran. Wer noch nicht wissen sollte, was „geistreich“ ist, dem können wir es jetzt an einem Beispiele deutlich machen. Der Historiker Alfred von Arneth in Wien hat für seine Freunde eine Selbstbiographie drucken lassen, aus der vor allem das eine hervorzugehen scheint, daß sein Lebensweg ihn ziemlich mühelos stetig aufwärts zu allerlei Ämtern und Würden geführt hat. Eine lange Besprechung dieses Buches in einer Wiener Zeitung hebt nun folgendermaßen an. „Die Küste von Neufundland wird von der Schifffahrt gemieden, weil dort das »Sand=Éiland« mit seinen sturmgepeitschten Fluten als Grab unzähliger Fahrzeuge droht. Einmal landete dennoch ein Walfischfänger ohne Havarie, weil er seine Thranfässer geopfert, ihr Öl in die stürmischen Fluten gegossen und sich eine glatte Wasserfläche bereitet hatte. Über sich selbst zu schreiben ist die schwierigste Aufgabe, weil man zwischen Selbstanklagen und Selbstlob hin- und hergeworfen wird. Nur ein harmonisches Naturell zieht sich gleich jenem Walfischfänger aus der Schwierigkeit, sodaß die aufgeregtesten Fluten des Lebens und der Kritik ihm nichts anhaben.“ Der ununterrichtete Leser wird glauben, mit diesem Bilde sei es auf eine Verspottung des Buches abgesehen. Aber weit gefehlt! Herr von Arneth wird mit Komplimenten überschüttet und soll sich augenscheinlich auch durch den Vergleich seiner Darstellungsweise mit einem Thranfasser geschmeichelt fühlen. Weiterhin finden wir folgende nicht minder köstliche Parallele. „In einer Vision sieht der Prophet Ezechiel ein weites Weinhaus sich aufthun, doch der Geist rauscht darüber hin und bekleidet die dürren Knochen mit Fleisch und Adern und Haut, bis sie zu leben beginnen. Ähnlich thut sich das Archiv auf, ein Abgrund von vergilbtem Papier; doch der rückwärts gewendete Prophet, der Geschichtschreiber, erweckt aus dieser toten Vergangenheit lebensvolle Gestalten.“ Welcher Rationalität der ungenannte Verfasser dieser ebenso „tiefen als brillanten“ Sätze angehört, kann wohl nicht zweifelhaft sein. Aber leider werden die in solchem Stil geschriebenen Blätter auch von andern gelesen und verderben langsam, aber gründlich den Geschmack.



Litteratur

Der internationale Sozialismus von 1885 bis 1890. Von L. Winterer, Pfarrer und Kanonikus in Mülhausen im Elsaß, Mitglied des deutschen Reichstages. Genehmigte Übersetzung aus dem Französischen von Johannes Berg. Köln am Rhein, F. P. Bachem, 1890

Wer sich über die Geschichte der sozialistischen Bewegung in dem angegebenen Zeitabschnitt unterrichten will, der findet hier das Thatsächliche: Kongreßverhandlungen, Kundgebungen, amtliche Berichte der deutschen Regierungen, Geheimbundprozesse u. s. w. nach Staaten geordnet ziemlich vollständig beisammen. Ein zweiter kürzerer Teil ist dem Anarchismus gewidmet. Die Berichterstattung des Verfassers läßt eine tiefere Einsicht in das Wesen der sozialen Bewegung nicht erkennen; sie bekundet jene ganz äußerliche und mechanische Auffassung, die man wohl bei einem Polizeibeamten, aber nicht bei einem Pfarrer natürlich findet. Im dritten Teile

hängt er eine Kritik des Sozialismus an, die aber sehr schwach ausfällt. Er stellt die vom Anarchismus und von der Sozialdemokratie drohende Gefahr als entsetzlich groß dar, um zu dem Ergebnis zu gelangen, daß die „Kirche“ allein noch helfen könne. Bei den elsässischen Fabrikanten scheint sie ihre Aufgabe schon gelöst zu haben, denn der Verfasser kennt solche, die alle Christenpflichten erfüllt haben, denen aber die Arbeiter — mit Dynamit geantwortet haben. Die Kirche mag nun sehen, was sie bei diesen bösen Menschen ausrichtet; der Staat wird sie nicht hindern. Gegen den Wahlspruch, den Winterer dem bekannten sozialdemokratischen gegenüberstellt: „Christen aller Länder, schließt euch zusammen!“ haben wir natürlich nichts einzuwenden, aber die Befehrer seiner bössartigen elsässischen Arbeiter — wenn sie wirklich so bössartig sind — werden Herr Winterer und seine Konfratres schon allein besorgen müssen; was sollten ihnen englische und amerikanische Christen dabei helfen können? — Daß der deutsche Pfarrer Winterer des Deutschen nicht hinreichend mächtig ist, um seine Schrift selbst aus dem Französischen ins Deutsche übersetzen zu können, setzt uns einigermaßen in Erstaunen.

Forschungen und Erlebnisse im „Dunkelsten Afrika.“ Geschichte der Nachhut der Emin-Pascha-Entsatz(!)-Expedition von James S. Jameson, Naturforscher der Expedition. Nach dessen Tode herausgegeben von Frau J. S. Jameson. Mit einer Karte und 98 Illustrationen nach Zeichnungen des Verfassers. Autorisierte Übersetzung von E. Doppert. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckereiaktiengesellschaft, 1891

Jameson hatte als wohlhabender Sammel- und Zeichendilettant und Jäger die Welt durchstreift, als er sich der englischen Emin-Pascha-Expedition angeschlossen, um ungefähr dieselben Enttäuschungen wie sein Freund Barttelot zu erfahren und ein nicht viel weniger trauriges Ende zu finden. Er starb nach einer entbehrungsreichen Kahnreise von den Stanley-Fällen nach der Bengolastation, als er verzweifelt über Barttelots Ermordung Tippu Tip aufgesucht hatte, um womöglich noch den Zusammenbruch der Expedition zu verhindern. Gleich Barttelot hatte er sich bald nach der Abreise mit Stanley entzweit; unglaubliche Szenen, die dieser hervorrief, erzählen die beiden fast gleichlautend, und beiden sind bekanntlich schwere Vorwürfe von dem Leiter der Expedition gemacht worden. So ist denn auch der Zweck der vorliegenden Veröffentlichung zunächst die Entkräftung der gegen Jameson erhobenen Anklagen. Jameson, einer der nichts Ernstes leistenden, im Dilettantismus aufgehenden englischen Weltbummler, war offenbar nicht imstande, den schweren Aufgaben zu genügen, die Stanleys schlecht organisierte Expedition den paar europäischen Teilnehmern stellte, er suchte Sport — nur so ist seine passive Teilnahme an einer kannibalischen Szene zu erklären —, aber er hat mit bestem Willen gegen die Schwierigkeiten angekämpft, die sich im Lager am Uruwimi immer höher türmten. Seine Tagebuchaufzeichnungen und Briefe machen den Eindruck, daß unter der Hand ihres Verfassers daraus eine anziehende Schilderung der oberrn Kongoländer hätte hervorgehen können. Sie bieten manche hübsche Beobachtung, und es ist schade, daß sie so ungefichtet dargeboten werden. So wie das Buch vorliegt, mit seinem Ballast persönlicher Bemerkungen, hat es die Übersetzung ins Deutsche, die sehr ungenügend ausgefallen ist, kaum verdient.

Die Verbannten. Ein erzählendes Gedicht von Max Haushofer. Leipzig, A. G. Liebestind, 1890

Max Haushofer ist eine der wunderlichsten Gestalten unsrer Litteratur. Ein sehr gelehrter Mann, vertraut mit den naturwissenschaftlichen Theorien unsrer Zeit,

aber auch sonst sehr belesen, ein gewandter Schriftsteller, ein erfinderischer Kopf, scheint er viele Eigenschaften zu besitzen, die den Dichter ausmachen, und er ist auch in der That mit mehr oder weniger umfanglichen poetischen Werken hervorgetreten. Dennoch wagen wir ohne Bedenken den Ausspruch, daß sich kaum jemals ein minder poetischer Mann in den Ruf eines Dichters gesetzt hat, als Max Haushofer. Aber er hat doch eine ungeheure, unererschöpfliche Phantasie, werden uns seine Parteigänger — er hat wirklich solche! — entgegenen. Dann werden wir ihnen sagen: Ja wohl, Haushofer ist der größte Phantast, den wir kennen, er ist der rasend gewordene Mathematiker, der in seinen Mußestunden froh ist, der strengen Göttin der Ordnung und Harmonie ein Schnippchen schlagen und der Phantasie die Zügel schießen lassen zu können. Aber ein Dichter ist er darum nicht im geringsten, denn ihm fehlt die vornehmste Eigenschaft des Dichters, des Künstlers überhaupt: Natur und Einfalt. Weder besitzt er sie für seine Person, noch vermag er sie darzustellen, er kennt sie offenbar gar nicht. Mit der Phantasterei steht seine nüchterne, prosaische, abstrakte Sprache in vollem Einklange. Das ganze Buch von mehr als fünfhundert Seiten haben wir mit großer Geduld gelesen, der Kopf wirbelt uns von all dem Teufelsputz, der darin sein Spiel treibt, aber ein zufälliges Gleichniß, eine jedem fühlenden Gemüte sich unwillkürlich aufdrängende Metapher erinnern wir uns nicht in dem ganzen dicken Bande gefunden zu haben. Das ist nicht die Sprache eines Dichters, nicht einmal eines Talents, sondern nur die eines geschickten Schriftstellers, der zu allen seinen Mängeln auch noch den verhängnisvollen Mangel an Geschmack aufweist. Denn nur daraus ist die unendliche Langeweile zu erklären, die dieses Buch erzeugt. Es ist gar nicht zu sagen, wie eintönig es in seiner scheinbar unererschöpflichen Buntheit ist: ein Pedant hat es geschrieben, der sich aufs Phantasiren verlegt. Für jeden, der sich nur im geringsten auf die Kunst versteht, ist eigentlich dieses Gedicht durch das Vorwort gerichtet, das ihm der Dichter in letzter Stunde, wie es scheint, von einigem Zweifel an sich selbst erfaßt, vorausgeschickt hat, und das keinen andern Zweck hat, als die Idee der Dichtung, das Geheimnis des Titels zu erläutern. Wie schlimm, daß dies nötig war! Aus dem Buche selbst wird man über das, was Haushofer gewollt hat, nicht klug, und soweit man ihn versteht, mutet er trivial an. Das Ganze ist eine lose an einander gereichte Folge von Phantasien, ohne Humor, ohne die Anmut des Märchens, gruselig zuweilen, eintönig trübselig. Diese Kritik schreiben wir nieder, ohne die Notwendigkeit zu fühlen, sie ausführlich zu begründen; jeder verständige Leser des Buches wird sie bestätigen und das Gedicht zu jenen wunderlichen Erzeugnissen gequälter Arbeit stellen, an denen unsre Litteratur leider keinen Mangel hat.



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
 Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig